

Hohenems, 30. April 2017 – 4. Ijar 5777 – 19. Omertag

## Zur weiblichen Seite Gottes

Eröffnungsrede zur neuen Ausstellung im Jüdischen Museum

Von Rabbiner Bea Wyler, Wettingen

ברשות הרבנים והחכמים הנמצאים

(Bir'schut haRabbanim v'haChachamim hanimza'im)

Mit der Erlaubnis der anwesenden Gelehrten

Sehr geehrte Damen und Herren

Lassen Sie mich mit einer Prise Biologie-Statistik beginnen! Frauen sind kleiner als Männer. Das lässt sich leicht beweisen. Nehmen wir die Durchschnittsgrösse der Bevölkerung von z.B. Hohenems und vergleichen die Daten der Hohenemserinnen mit denjenigen der Hohenemser, sehen wir schnell, dass Frauen um wenige Zentimeter kleiner sind als Männer. Das stellt keinen Mangel dar, ist aber auch nicht zwingend ein Vorteil, und über Hierarchien im Gesellschaftsleben oder Chancen in der Berufswelt sagt es gar nichts aus. Der Unterschied lässt sich empirisch nachweisen und kann so, frei von jeder Emotion, zur Kenntnis genommen werden. Und jetzt noch eine Prise Biologie-Statistik: Männer sind grösser als Frauen. Auch das lässt sich leicht beweisen, die Daten der Erhebung in Hohenems würden sich gut auch dafür ausschlichten lassen.

Frauen sind kleiner als Männer – Männer sind grösser als Frauen. Was will 'die Rabbinerin' wohl damit? Geht es um die Differenz der Geschlechter? Geht es um die Gleichberechtigung der Frau, die wohl eine Gleichbe'pflicht'igung' nach sich ziehen müsste? Geht es um

Emanzipation? Oder geht es um Göttinnen, die, männlich verdrängt, im Laufe der Jahrtausende dem Verschwinden anheim gefallen sind, und mit der heutigen Ausstellungseröffnung wiederbelebt werden sollen? Nein. Es geht lediglich um das Vergleichen: Werden zwei Dinge miteinander verglichen, gibt immer ein Element das Mass, und das andere ist das Gemessene.

Frauen sind kleiner als Männer. Hier gibt die männliche Körpergrösse das Mass, und die weibliche wird daran gemessen. Das Mass bestimmt die Norm, und diese ist meistens bekannt, ja, wird als bekannt vorausgesetzt. Das Gemessene dagegen ist nicht die Norm, sondern nahe bei oder weit entfernt von der Norm, ist weniger bekannt und sicher 'das Andere', weshalb es vergleichend beschrieben werden muss. Frauen sind kleiner als Männer – Männergrösse ist die Norm, Frauengrösse ist das Andere. Überspitzt könnten wir sagen, dass Männer normal sind, Frauen abnormal – natürlich nur die Körpergrösse betreffend. - Ich möchte den Mini-Exkurs in die Biologie-Statistik rasch mit der Feststellung beenden, dass ich es aus mehreren Gründen wichtig finde beide Varianten zu pflegen. Gerade in der Geschlechter-Diskussion, in der immer noch so viel Nachholbedarf besteht, ist es von ausschlaggebender Bedeutung, dass Frauen nicht nur hin und wieder die Mass gebende Grösse darstellen können. Oder würden Sie eine Ausstellung besichtigen wollen zum Thema 'die männliche Seite Gottes'?

In der Vorbereitung auf heute habe ich viel gelesen, auch viel nachgedacht, ja, sogar einiges ausprobiert. Bei der Lektüre des ausführlichen und sehr schön geratenen Katalogs zur Ausstellung sind Fragen aufgetaucht, die ich mir schon länger nicht mehr gestellt habe, wie

z.B. die Frage nach der Geschlechtlichkeit Gottes. Habe ich mir Gott je als Mann vorgestellt? Aber natürlich! Schon als Kind im Unzgi (helvetisch für den jüdischen Religionsunterricht) lernten wir, dass Gott uns vom Neujahrstag Rosch Haschana an bis zum Versöhnungstag Jom Kippur prüft und notiert, wer weiterleben darf und wer nicht: בראש השנה יכתבון, וביום צום כיפור יחתמו (B'rosch haschana jikatewun, u-we-jom zom kippur jechatemun...) 'am Rosch Haschana wird eingeschrieben, am Jom Kippur besiegelt'. Gott vor dem offenen Buch des Lebens, wie vom Talmud präsentiert, dieser Gott glich in meinen Kindertagen unserem Zahnarzt: Weisser Kittel, etwas fettleibig, dickrandige Brille, mit grauem, kurz geschnittenem Vollbart; ich könnte ihn noch heute zeichnen!

Beängstigend an dem Bild waren zwei Dinge: Einerseits wusste dieser Zahnarztgott, der anstelle des Bohrers einen Bleistift mit Radiergummikappe in der Hand hielt, alles, was wir Kinder während des Jahres so angestellt hatten - und glich damit eher dem St. Nikolaus, einfach im Herbst statt im Winter. Das Wissen über unsere kindlichen Untaten hatte Gott aber nicht, wie der nichtjüdische Nikolaus, von den Eltern erhalten, sondern Gott in Gottes Allmacht hatte ja vom Himmel herab den Überblick über die ganze Welt, also auch über uns. Andererseits hatte die zahnärztliche Brille konvexe Gläser, die die Augen sehr, sehr gross erscheinen liessen: Diesem Mann, äh, diesem Gott, konnte nichts entgehen... kein Loch im Zahn, keine ungemachten Hausaufgaben, keine Lüge, keine im Laden geklaute Schoggi, keine versteckten Schuhe der Oma, was diese in die Knie zwang, um sie wieder zu finden, keine schamponierte Katze, keine Sünde, für die man sich schämen und um Vergebung bitten musste.

Das Bild des Buchhaltung betreibenden Gottes verblasste allmählich. Gott

im Himmel war so weit weg, dass das Aussehen irrelevant wurde, man sich gar kein Bildnis machen musste. Dies wurde durch die Zehn Gebote (Dekalog) noch gefördert, die uns solches ja sowieso verbieten. Wenn ich mit Gott sprechen wollte, griff ich nicht zum Telephon oder schrieb einen Brief, die Kommunikation verlief im Kopf und im Herzen, virtuell eben. Sich Gott körperlich vorzustellen war gar nicht mehr nötig. Das klappte Jahrzehnte lang gut, wobei ich einräumen muss, dass ich meine Beziehung zu Gott während langer, langer Zeit eher marginal pflegte.

Dass Gott auch weiblich sein könnte, ja es schon immer und früher selbstverständlich war, lernte ich viel später. Gott mit weiblichen Attributen wie Mütterlichkeit, tröstlichem Erbarmen, Wärme, Geduld, usw., das ging ja noch, aber Gott mit Brüsten und Menstruationsbeschwerden?! Das erschütterte mich, zünftig. Und es ärgerte mich bald erheblich, dass gewisse militante 'Menschinnen' forderten, dass Gott auch weiblich sein müsste, wenn er (!! ) weiterhin angebetet werden wollte. Widerstand gegen solche Unverfrorenheit regte sich in mir: Was gewinnen wir denn, fragte ich mich, wenn wir das Bild Gottes ausbauen, indem wir etwas, nämlich das 'andere' Geschlecht, dazutun, ja quasi Gott neu erschaffen? Wäre es nicht viel effizienter vom Gottesbild etwas wegzunehmen: Braucht Gott überhaupt ein Geschlecht? Ist Gott wirklich männlich? Was bedeutet es für meine Identität, die jüdische und die weibliche, dass Geschlechtlichkeit offenbar zu den Attributen Gottes zählt? Ich weiss es nicht, bis heute nicht. Verdränge ich hier etwas in meiner persönlichen Theologie? Ist es doch nicht von untergeordneter Bedeutung? Mache ich es mir zu einfach, wenn ich mich an das Bilderverbot aus dem Dekalog halte?

Die Weiblichkeit Gottes, resp. deren Unsichtbarkeit aufgrund von gekonnter und erfolgreicher Verdrängung, bringt mich also nicht weiter. Ist mein Status als Frau unterdrückt, verborgen oder sonst negativ belastet, weil die weiblichen Gottheiten vor Jahrtausenden ausgelöscht wurden? Ich hege gewisse Zweifel an einer solchen Kausalität. Dabei vergesse ich nicht, dass bis zur vollständigen Gleichberechtigung der Geschlechter hier unten auf Erden leider noch viel Zeit vergehen wird. Marginalisierung und Verdrängung des Weiblichen bei den Menschen bleibt nach wie vor ein grosses Thema, täglich von neuem.

Hier einige Beispiele. Zuerst zu einem neuen Spielfilm zur Einführung des Frauenstimm- und wahlrechtes in der Schweiz im Jahre 1971, seit einigen Monaten im Kino. Der vielsagende, aber augenzwinkernd eingesetzte Titel 'Die göttliche Ordnung' weist darauf hin, dass die Frauen und Männer, die sich damals für die politische Gleichberechtigung einsetzten, gegen massiven Widerstand und starke Argumente anzutreten hatten. Als der Hauptdarstellerin klar wird, dass der Ausschluss von solchen Inhalten nicht nur frauenfeindlich ist, sondern gar System hat, empört sie sich: 'Wir arbeiten und bezahlen Steuern, haben aber nichts dazu zu sagen, was mit dem Geld geschieht.' Das ist ihr unerträglich geworden. Von da an kämpft sie, was für diese gescheite Frau in einem Bergdorf wohl nicht einfach gewesen sein dürfte. - Die Zeit des Abstimmungskampfes habe ich als gerade noch minderjährige Gymnasiastin miterlebt, war mir aber nicht bewusst, wieviel Kraft es gekostet hatte, bis dieses Menschenrecht in der ältesten Demokratie der Welt eingeführt werden konnte. Ich selber habe nicht mehr dafür kämpfen müssen, war aber in der ersten Generation der nunmehr politisch Mündigen bei der Ernte selbstverständlich dabei. In den vergangenen 46 Jahren, inklusive der achtzehn Jahre im Ausland, habe ich

lediglich zwei eidgenössische Abstimmungen verpasst.

Das gleiche Bild zeigt sich in meiner Biographie beim Studium für das Rabbinat: Ich habe nicht dafür gekämpft, dass Frauen Rabbiner werden können, obwohl mich die Ungleichbehandlung weiblicher Juden innerhalb unserer Gemeinschaft schon früh störte. Bar Mizva für meine Brüder? Aber sicher! Bat Mizva für mich? Fehlanzeige! Nachdem ich aber Jahrzehnte später die ersten Rabbinerinnen erlebt hatte, kam ich auf den Geschmack, dass das etwas für mich sein könnte. Mit Freude und Dankbarkeit schaue ich heute darauf zurück, dass ich von vielen Menschen, darunter auch sehr traditionellen Männern, angeregt wurde, die Welt der Tora zu meiner Welt zu machen. Es hat mich noch keinen Tag gereut, diesen Weg gegangen zu sein – auch wenn es manchmal recht einsam ist, als Frau Rabbiner in einer nach wie vor derart männerdominierten Welt funktionieren zu müssen.

In der Liturgie, der Kommunikation zwischen dem betenden Menschen und Gott, spielt die Sprache eine herausragende Rolle: Hebräisch kennt zwei Geschlechter, männlich und weiblich, kein Neutrum. Wenn wir Gott ansprechen, so sagen wir אתה (ata), Du, männliches Pronomen, gefolgt von männlicher Verbform, männlicher Substantivform, männlicher Adjektivform, so steht es im Siddur (Gebetsbuch). Für sensible Gemüter ist das stossend, denn es schliesst die seit je bekannte weibliche Seite Gottes aus. Nicht einmal, sondern immer. Korrektur und Neuausrichtung tun hier wirklich Not, und erfreulicherweise muss man nicht einmal weit suchen, denn die jüdische Tradition bietet attraktive Möglichkeiten an. Einer von Gottes vielen Namen ist grammatikalisch ein weibliches Wort – dazu ist im Katalog viel Gescheites zu lesen. Aus ברוך אתה ה' (Baruch ata

Adonai )'gelobt seist Du, Adonai' wird dann ברוכה את שכינה (Berucha at Schechina) 'gelobt seist Du Schechina'.

Liturgische Ausgewogenheit lässt sich also ansteuern, das Problem der Geschlechterungleichheit, wenn auf Gott bezogen, löst es aber nicht. Eine katholische Nonne, mit der ich vor vielen Jahren Hebräisch studierte, störte sich an diesen Formen sehr. Sowohl-als-auch bringe zu wenig, meinte Schwester Edmée, und es enthalte auch noch ein schwerwiegendes theologisches Problem: Gott in männlicher oder weiblicher Form anzusprechen, stelle eine gravierende Verletzung des göttlichen Bildnisverbotes dar. Dies würde uns heute bewusst, da wir überhaupt erst durch das Hinzufügen der weiblichen Formen die männliche Form als geschlechtlich geprägt wahrnahmen, wo sie doch bisher als neutral akzeptiert war. Der Sündenfall sei jetzt aber geschehen – ihr verschmitzter Gesichtsausdruck bleibt mir unvergesslich - , und so suchte sie weiter nach linguistisch tauglichen Lösungen. Ziemlich radikal schlug sie eines Tages vor, dass wir als adäquate God Language im Hebräischen eigentlich ganz neue Pronomen und Verbformen bilden müssten, die ausschliesslich in Verbindung mit Gott angewendet werden dürften. Die hebräische Sprache würde also künftig männliche, weibliche und zusätzlich göttliche Formen unterscheiden.

Etwas anders gelagert ist es, wenn wir in der Liturgie Gott näher definieren. Wir beten zum Gott von Abraham, Gott von Isaac und Gott von Jakob. Der Gott der Vorväter verbindet uns in vertikaler Linie mit unseren Vorfahren: sie ist unsere Traditionsachse, sie bringt die Überlieferung von allem Jüdischen als starkes Identifikationsmerkmal zum Tragen, bei jedem einzelnen Gebet. Das ist schön. Aber mangelhaft, denn nicht nur

Abraham, Isaac und Jakob sind unsere Vorfahren, sondern auch Sara, Rebekka, Lea und Rachel. Als ich in den 90-er Jahren am Jewish Theological Seminary of America (JTSA) in New York studierte, war die Adaptation solcher Erkenntnisse in die Gebete der Campus-Gemeinde ein sehr virulentes Thema. Der als dringlich notwendig erachteten Korrektur stand jedoch die halachische (religionsgesetzliche) Tradition gegenüber, die Änderungen an bestimmten Stellen in bestimmten Gebeten konservativ, also äusserst, äusserst zurückhaltend behandeln wollte - und musste. Die Sache kam an unerwarteter Stelle in Bewegung, als Lilly Kaufmann, Cantor-Studentin, in einem frivolen Purim-Sketch meinte, dass es überhaupt gar nicht reiche, nur Sara, Rebecca, Lea und Rachel dazu zu nehmen, auch Hagar, Bilha und Silpa als Mütter von Kindern der Patriarchen müssten Erwähnung finden können. Doch dies würde dann ja viel zu schwerfällig und umständlich, weshalb man im Gebet doch anstelle von Namen einfach 'Gott von der ganzen Mischpoche' sagen könnte. Ein ernsthafter vorgetragenes Argument brachte meine Studienkollegin Sue Fendrick in die Diskussion: Sie erachte ihre Gebetspflicht als nicht erfüllbar, wenn sie in jenem zentralen Gebet, das die vertikale Verbindung zu den Vorfahren markiere, die Vormütter nicht einmal erwähnen dürfe. Viel Nachdenken am Seminary über eine spirituelle Not dieses Ausmasses machte den Weg schliesslich frei für neue Einsichten reflektierende Gebetsformeln, die in modernen Siddurim heute selbstverständlich anzutreffen sind, zumindest zur Wahl.

Ich bleibe noch ein bisschen in New York und der Notwendigkeit für längst fällige Korrekturen. Beim abschliessenden Gespräch anlässlich der Aufnahmeprüfung zum Rabbinatsstudium sass ich einem Gremium von nur Männern gegenüber. Etwas seltsam, dachte ich, angesichts der Aktualität



der Thematik von Gender Equality. Weil ich mich in den geforderten Essays bereits eher feministisch geäußert hatte, wurde ich etwas süffisant gefragt, was ich zu meinem monogeschlechtlichen Aufnahme-Gremium denn zu sagen hätte. Als Europäerin, dazu noch deutschsprachig, war ich für die Gelehrten in Amerika so etwas von unfassbar, dass ich sehr viel Narrenfreiheit genoss, die ich jetzt gewinnbringend einzusetzen versuchte. So fragte ich ganz unbekümmert zurück: 'Ja, wollen Sie jetzt hören, was grundsätzlich dazu zu sagen ist oder was ich wirklich darüber denke?' Gelächter als Eisbrecher. Glaubhaft konnte ich sodann hinüberbringen, dass es nicht zwei verschiedene Varianten sondern nur eine Antwort gäbe, nämlich dass das Gremium schlicht einen Fehler gemacht hätte. Ja, es fehlt etwas, wenn sich das angebliche Gesamtbild als um die Hälfte amputiert entpuppt. Es fehlt etwas, wenn die weibliche Seite unterschlagen, vergessen oder marginalisiert bleibt. Halbe Gesamtbilder gibt es nicht!

Zwei Punkte möchte ich noch anbringen. Im Gebet erfahre ich Gott nicht entweder weiblich oder männlich, auch nicht als sowohl-als-auch, sondern ungeschlechtlich. Beim Tora Lernen bin ich nicht so sicher, dass mir das gelingt. Ein berühmter Ausspruch, der dem früheren JTS-Kanzler Louis Finkelstein zugeschrieben wird, geht folgendermassen: 'Wenn ich bete, dann spreche ich zu Gott, wenn ich Tora lerne, dann spricht Gott zu mir'. Mir gefällt das Bild von Gott als Lehrer ausnehmend gut. Talmud Tora, sich also mit der Tradition im weitesten Sinne auseinander zu setzen, verstehen wir als gottesdienstliche Aktivität, und zwar nicht als irgendeine, sondern als die gewichtigste von allen, neben beten, den Armen zu helfen, die Kranken zu pflegen, Frieden zwischen Streithähnen zu stiften oder die Toten würdig zu beerdigen: ותלמוד תורה כנגד כולם

(veTalmud Tora k'neged kulam). Lernen als Gottesdienst ist für mich das mit grossem Abstand attraktivste Element meiner rabbinisch-jüdischen Tradition. Gott als Lehrer, Gott als Lehrerin – hier fällt es mir tatsächlich schwer, dem Anthropomorphismus abzusprechen. Dies auch vor dem Hintergrund, dass ein gottgefälliges Leben weitgehend darin besteht, Gott zu imitieren. Als Tora Lehrende möchte ich jedoch keineswegs darauf verzichten, dies als weiblicher Mensch mit all meiner weiblichen Erfahrung, Herkunft und Befindlichkeit zu tun, und genau dafür brauche ich ein Vorbild von der Grösse Gottes: Gott als meine Lehrerin, die mir in grosser Nähe die Geheimnisse ihrer Tora aufzeigt, ist eine sehr attraktive Vorstellung. Was dies für meine persönliche Theologie bedeutet, dem muss ich immer wieder etwas nachspüren.

Ich komme zum Schluss und möchte dafür noch einmal zur Sprache zurückkehren, und zwar nicht zur Sprache, wie ich zu Gott spreche, sondern wie ich von und über Gott spreche. Weil ich Gott nicht männlich oder weiblich verstanden wissen will, habe ich mir angewöhnt - ganz in Anlehnung an Schwester Edméés Vorschlag für das Hebräische - im Deutschen und Englischen keine geschlechtsgebundenen Pronomen und Artikel mehr zu verwenden, wenn ich von Gott spreche. Ich ersetze jedes 'er', 'ihm', 'ihn', 'sein' oder 'der' durch das Wort 'Gott', das dann fast den Charakter eines Eigennamens annimmt. Manche Sätze tönen dann etwas holperig, und es kommt vor, dass ich verwundert angeschaut werde. Überrascht hat mich jedoch, als ich damit anfing, wie schnell ich mich daran gewöhnte, ja eigentlich ist es für mich heute selbstverständlich und total natürlich, über Gott geschlechtsneutral zu sprechen oder zu schreiben. - Beim Überlesen des ersten Entwurfes dieses Manuskripts musste ich jedoch mit erheblicher Frustration feststellen, dass sich

zahlreiche Patzer eingeschlichen hatten. Ausgerechnet bei diesem Text...  
Es ist noch viel Nachdenken gefragt. Es gilt noch viel zu üben. Unterwegs  
zu sein ist aber spannend.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen einen  
lehrreichen Rundgang durch die neue Ausstellung im Jüdischen Museum  
hier in Hohenems.

Wettingen/Hohenems, Ende April 2017

Rabbiner

Bea Wyler